

Bibliothek
der
wichtigsten deutschen prosaischen
Satiriker und Humoristen
des siebzehnten Jahrhunderts,

herausgegeben
von
Dr. Heinrich Dittmar.

Erster Band.

Der satirischen Schriften
von
Mosherosch
ersten Theils erster Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer,
1830.

Wunderliche und wahrhaftige
G e s i c h t e
Philanders von Sittewald,
d. i.
Satirische Schriften
von
Johann Michael Moscherosch.

Herausgegeben
von
Dr. Heinrich Dittmar.

Ersten Theiles erster Band,
enthaltend:
Den Schergenteufel. Der Welt Wesen.
Die Venusnarren. Das Todtenheer.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer,
1830.

E i n l e i t u n g.

Geister, welche der Welt einen Spiegel vorhalten, darin diese sich erkenne, haben ihr von jeher den besten Dienst geleistet, wiewohl ihnen von denen, die hineinschauten und darin ihre eigentliche wahrhafte Gestalt erblickten, selten der rechte Dank wurde. Diesen Dienst übernehmen unter allen auf irgend einem Wege dazu Berufenen, nicht selten am erfolgreichsten diejenigen, welche die, durch Abweichung vom objectiven Vernunftgesetze in sich selbst zerrissene, Menschheit theils durch neckende Vorhaltung ihrer lächerlichen, theils durch geißelnde Verspottung ihrer verächtlichen Seite wieder zu sich selbst und zur Versöhnung mit dem beleidigten Gesetze zu bringen suchen. Dies thun die komischen, satirischen und humoristischen Schriftsteller. Von denselben ist es der Komiker, welcher besonders dem Narren, dessen Krankheit im Verstande — ; der Satiriker, welcher besonders dem Lasterhaften, dessen Krankheit in der Gesinnung und dem Willen liegt, und endlich der Humorist, welcher beiden, dem Thörichten und Schlechten im Menschen, gleichmäßig zu Leibe geht, — mit dem Unterschiede jedoch, daß er, wie schon von Andern bemerkt wurde, mit hoher Menschenliebe, nicht nur die intellectuelle, sondern auch die moralische Verfehrtheit in

ihrem Ursprunge nur als ein „Fehlurtheil“ betrachtet, und dabei scheinbar sich selbst mit zum Stichblatt seiner Laune, oder besser, zum Gegenstand seines bald lachenden, bald weinenden Bedauerns macht.

In so ferne der ächte Humor in seiner vollkommenen Erscheinung die reichste Phantasie, den treffendsten Witz, den tiefsten Sinn, das zarteste Gefühl, die hellste Vernunft, die reinste Menschenliebe, den erhabensten Ernst, die heiterste, ja, besonders zur Verbergung seines Schmerzes, ausgelassendste Laune in sich vereinigt, und die allseitigste Weltanschauung in Idee und Wirklichkeit voraussetzt, ist er eine Offenbarungsweise vorgerückter, hochgestellter sittlicher und intellectueller Bildung, und darum hat erst die neuere Zeit, und in derselben besonders dasjenige Volk, welches in der dazu erforderlichen Verbindung von Eigenschaften vor andern hervorragt, ich meine das deutsche, Humoristen in jenem höhern Sinne aufzuweisen. Die Grundanlage davon finden wir bei uns (zum Beweis, daß die ebenbezeichnete Weltanschauungsart eine vorzugsweise Mitgabe unseres Volksstammes ist) nicht nur in schon frühen, sondern auch in sehr häufigen Zügen, sowohl in den natürlichen unbewußten Gemüthsergießungen des Volks, in seinen Liedern, Sprüchen, Mähren, Spielen, als auch in den höhern kunstartigen Erzeugnissen seiner hervorragenden Geister, nicht nur der eigentlichen Dichter, sondern auch der Redner, sogar der geistlichen. Die Komik aber, als die — vorzugsweise dramatische — Darstellerin des Lächerlichen, und die Satire (im eng. S.), als die Verspotterin des Verabscheuungswerthen, haben, als mehr einseitige Richtungen schon im Alterthum — jene bei den Griechen und Römern, diese

mehr bei den Römern, und beide später bei den neuern Völkern, und somit auch bei dem unsern (jedoch nicht ohne Anleitung von jenen) — schon früher eine vollere Ausbildung erhalten. Bei uns trat die Komik und die Satire, welche beide sich übrigens immer gern gegenseitig etwas von ihrem Elemente abgeben, nur nie so streng einseitig hervor, daß nicht in ihren Gebilden meist auch zugleich ein (mehr oder minder) starker humoristischer Bestandtheil anzutreffen wäre, wie denn überhaupt der Deutsche unter den Völkern der geborne Humorist ist, indem er gar gern — ungleich allen andern, am ungleichsten dem Franzosen — auf's unverschämteste und gutmüthigste sein eigenes Ich parodirt.

Die Werke der Dichter und Prosaisker sind die unvergänglichen Zeugnisse von eines Volkes innerem Leben, dessen Entwicklungsgang sich aus ihnen am besten entnehmen läßt. Aus keinen andern Geistesproducten aber lassen sich die Entwicklungsstufen eines Volkslebens, besonders in Bezug auf dessen Sittlichkeit, mehrseitiger und offener erkennen, als aus den Werken der Satiriker, Komiker und Humoristen. Sie decken die geheimsten Falten und Blößen des menschlichen Herzens und Geistes auf, und sind dem, zum unrückhaltendsten Geständniß erwachten Volks-Gewissen zu vergleichen. Belehrend und ergötzlich zugleich ist es daher, die verschiedenen, komischen, satirischen und humoristischen Schildereien der verschiedenen Völker oder Lebensperioden eines Volkes, gleichsam wie die Gemälde der verschiedenen Kunstschulen oder Kunstepochen einer Schule in diesem genre, durchzubetrachten und mit einander zu vergleichen. Dies bringt den unschätzbaren Gewinn, daß die Entwicklungsstufe des Lebens, auf welchem der

Betrachter samt seiner Zeit steht, erst in ihr wahres völliges Licht tritt, woraus sich dann der Weg ergibt, den die neue weitergehende Lebensrevolution zu nehmen hat. Bei dieser anziehenden geistigen Thätigkeit werden Jedem bald zwei sich entgegengesetzte Momente auffallen: zuerst wohl die große Veränderung und Wechselung der Formen dieses innern Lebens, dann aber auch eine große, nicht zu verkennende, sich bis jetzt treugebliebene Aehnlichkeit seines Grundwesens. Denn unter den unzähligen Gesichtern, welche die Welt, — dieses alte Götzenbild, das so ungern zur Ebenbildlichkeit Gottes zurückkehrt, — an sich hat und an sich nimmt, giebt es recht viele, die zu allen Zeiten die gleiche Physiognomie haben, wenn auch das Beiwerk des Puges und Anstriches in den verschiedenen Zeiten sich ändert. Darum, es mag nun jener Spiegel, von dem wir handeln, alt oder neu seyn, das Wesentliche giebt jener wie dieser erkenntlich wieder. Augen, Nase, Mund und Stirn samt allen Linien und Zügen, welche die bildende und verbildende Seele in die Menschengesichter hineinmacht, sind dort und hier dieselben; nur Schnitt und Farbe des diesen Mikrokosmos umgebenden Beiwerks wird in beiden Spiegeln etwas anders aussehen. Das selbe Damengesicht z. B., das aus dem neuesten Spiegel mit großwulstigen Seiden- oder Haarlocken, die den heitersten Gesichtshimmel schwer und dumpfig, gleich wie Wetterwolken, überziehen, triumphirend herausieht, — würde, wenn es in der Zeit, da der alte Spiegel neu war, gelebt hätte, aus diesem mit einem fast zwei Schuh hohen, über ein Drath- und Holzgerüste gelegten, in Stockwerke abgetheilten Kunsthaarbau herausgeschaut haben; — und ein Stutzer, den der

nene Spiegel mit geschnürtem Unterleib und gepolsterter Brust, in schmalgeschwänztem Frack, in langen Glanzbeinkleidern mit einem ganzen Bijouteriekrum von goldenen Pettischaften und Ringen an der Uhrkette, mit der Brille auf der Nase u. s. w. vorzeigt, würde sich im alten Spiegel etwa an den tausendfaltigen Pluderhosen, dem großmächtigen Ringkragen, dem aufgeschlitzten Wams, dem wohlgestrichenen Knebelbart u. s. w. erkannt haben. Das Gleiche gilt von der Farbe und dem Zuschnitt aller übrigen Thorheiten nicht minder wie der Laster, deren eigenthümliches Wesen fort und fort, nur in einem theils zu theils abnehmenden Grade fast unverändert bleibt, d. h. allenthalben dieselbe Consequenz aus einem an die Spitze gestellten falschen Urtheile ist.

In der Hauptsache bleibt oder blieb, wenigstens bisher, der Mensch Mensch, d. i. nach einer alten Bemerkung, eine Mischung guter und schlimmer Eigenschaften, — und Geschlechter, Altersstufen und Stände verläugnen in keiner Zeit den Grundzug ihres Charakters. Wem es daher darum zu thun ist, sich recht kennen zu lernen, dem sagt der alte Spiegel, den ihm sein Aeltervater vorhält, so gut wie der neueste, eben fertig gewordene, weiß Geistes Kind er eigentlich sey. Ja jener gewährt, gleich einem Zauberspiegel, noch den Vortheil, daß man eine ganze verlebte Generation mit der gegenwärtigen vergleichen, und sehen kann, worin die jetzige sich schicklicher oder nährlicher geberdet.

Es möchte daher in einer Zeit, die augenscheinlich mehr, als jede vorangegangene, auf Selbsterkenntniß ausgeht und dabei einem Menschen gleicht, der in seinem Mannesalter, gleichviel in welcher Periode desselben,

es versucht, sich vorerst seiner Kindheit und Jünglingszeit recht bewußt zu werden, kein unnützes Unternehmen seyn, wenn man, während bisher besonders unsere alten Epiker und Lyriker, Historiker und Erdbeschreiber in ganzen Reihenfolgen theils für die gelehrte Welt, theils für das allgemeine gebildete Publikum wiedererweckt wurden, auch eben so unsere alten Lustspielsdichter, Satiriker und Humoristen mit Auswahl und in einer gereihten Zusammenstellung für die Belehrung sowohl als Unterhaltung zugänglich machen würde. Manches Einzelne, wichtig und beachtenswerth, ist indeß auch hierin schon geschehen, und indem wir es hier am Orte erachten, eine kurze Uebersicht dieses Literaturzweiges zu geben, so wird sich dabei herausstellen, was für unser heutiges Bedürfniß schon gethan und was noch zu thun ist. Es gehören nämlich hieher folgende poetische und prosaische Schriften.

Aus dem 12ten bis 14ten Jahrhundert: Salomon und Morolf oder Markolf (neu gedruckt in v. d. Hagens Narrenbuch, S. 215 — 268.); Alexander und Aristoteles (im III. B. der Müllerschen Samml.); von der Weiber List (Müll. Samml. I.); die Wiener Meerfahrt (im Coloczaer Cod. p. 53. und von Büsching nacherzählt in f. wöchentl. Nachrichten); die Geschichte des Pfaffen Amis; Heinecke der Fuchs; einige Straßlieder und mehrere aus den größeren Spruchgedichten. — Aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert: Sebastian Brands Narrenschiff, dazu die Predigten darüber von Gayler v. Kaisersberg (s. des letztern Leben, Lehren und Predigten, dargest. v. Ammon. Erl. 1826. G. v. Kus Leben und Schriften, mit Einl.

u. Anmerk. v. Weiß, Frankfurt. 1829.); Tyll Eulenspiegel; einige kom. Erzählungen von Hans Rosenblüt (davon einige schon im deut. Museum, im Brauzur u. in Kanzlers und Meißners Quartalschrift); die Fastnachtspiele von Hans Volz und Hans Rosenblüt (mehrere von Gottsched mitgetheilt); einige dem Geist des Zeitalters angepasste terenzische Komödien; Fischarts Gargantua und Pantagruel; dessen glückhaftes Schiff (treu abgedr. und erläutert. v. Halling und einem Vorwort v. Uhländ. Lüh. Osiander 1828¹); dessen Flohhaß (neu gedr. Stuttg. Frankf.) u. s. w.; Hans Sachsens u. Jakob Ayrers Fastnachtspiele (s. Bragur u. Tieck's deut. Theater); Hans Sachsens, Burkard Waldis und Laz. Sanderups Schwänke; Nollenhagens Froschmäusler (im Auszug. Lüh. Osiand.); Thomas Murners Narrenbeschwörung, Schelmenzunft (neu v. Waldau 1788), Geuchmat u. a.; der neue deutsche Bileamsesel; das Kalenbuch, der Pfarrer von Kalenberg und Peter Leu (alle drei neu in v. d. Hagens Narrenbuch); Pauli's Schimpf und Ernst; Frey's Gartengesellschaft; Kollwagens Schimpf und Ernst. — Aus dem 17ten Jahrhundert: Laurenbergs kom. Erzählungen, Schwänke und Satiren; J. Mich. Moscheroschs wahrhaftige und wunderbare Gesichte Philanders von Sittenwald; J. Balth. Schuppe's satirische Schriften; Joachim Nachels Satiren; einige Lustspiele von Gryphius d. ä.; Hirschfelds Simplicissimus; Chr. Weise's satirische Romane, und von

1) Siehe v. Meusebachs Recension dieses Buches in d. Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1829. Nr. 55 u. 56.

seinen Lustspielen die verkehrte Welt und der bürgerliche Macchiavellus; J. G. Schöps Comödie vom Studentenleben; einige Haupt- und Staatsactionen (wenn sie gleich damals nicht zum Schimpf, sondern zum Ernst dienen sollten); einige Volksdramen mit dem Hanswurst; Picaunders akademischer Schlendrian, Erzsäufer und Weinprobe; der Falkenritter (Reichards Bibl. XVI.) Abraham a. Sancta Clara's Schriften; Schelmuffsky's Reisen (s. Arnims Wintergarten, u. noch neuer Berl. b. Amelang). — Das 18. Jahrhundert, als den Beginn der neuern Zeit schließen wir von dieser Uebersicht aus.

Diese flüchtige Zusammenstellung zeigt, daß wir einen nicht geringen Schatz in diesem Theile der Literatur besitzen, wenn auch, wie natürlich, die darin enthaltenen Kleinodien von äußerst verschiedenem Werthe sind. Wie aus der Uebersicht abzunehmen, liegt der größte Theil noch in alten seltenen Drucken, nur dem Gelehrten bekannt und auch diesem nicht immer leicht zugänglich, vor den Augen des übrigen Publikums verborgen, und es ist, wie paradox dies lauten möge, recht sehr zu wünschen, daß unsere heutigen Leser, wenn sie, nach in etwas gelegter Novellenwuth, einmal frisch aufathmen, ja manche sich von ihrer ästhetischen Lungsucht curiren wollen, es nicht unterlassen möchten, aus diesem alten frischumgepflügten Acker- und Gartenlande deutscher Prosa und Dichtkunst heilsame Luft einzuziehen. Dieser Wunsch ist freilich großer Mißdeutung fähig; allein wir halten, wenn auch nicht alle Leser, doch alle Beurtheiler dieser Zeilen für so einsichtsvoll, daß sie darin keine Sehnsucht nach der lieben Vorzeit oder dem Mittelalter wittern, zumal sich aus dem

angerathenen Erholungsmittel ergeben wird, daß es gegen den verschiedenartigsten Schwindel probat und einestheils sogar ganz geeignet ist, uns das wahrhaft Gute unserer Zeit, also auch eine gute Novelle nicht ausgeschlossen, erst recht lieb und werth zu machen.

Einstweilen vertrauend auf das schon ziemlich lebhaft angeregte Interesse an unserer frühern, zum Theil noch wenig gekannten, zum Theil auch verkannten Literatur, möchte ich gerne auch einen Beitrag zur nähern Enthüllung derselben geben, und habe zu diesem Zweck aus dem eben näher bezeichneten Gebiet, das allein schon zu seiner noch übrigen vollen Aufdeckung keiner geringen Anzahl von Kräften bedarf, diejenige Strecke gewählt, welche das siebzehnte Jahrhundert ausfüllt. Um mir aber nicht mehr aufzulegen, als was meine, des Einzelnen, Kräfte bei einer durch anderweitigen Beruf sehr beschränkten Zeit vermögen, lasse ich die Lustspieldichter (im weitesten Sinne) bei Seite liegen, weil dieselben füglich im nothwendigen Zusammenhange mit ihren Vorgängern in dieser Gattung der Poesie — von einem Andern, dazu berufeneren, einz- und vorggeführt werden müssen. Es bleiben also noch die Satiriker und Humoristen dieses Zeitraums übrig, von denen ich überdieß nur die Prosaiter und unter diesen nur die wichtigsten hervorzuheben und den Lesern unserer Zeit vertrauter zu machen gedenke. Denn von denen, die in gebundener Rede geschrieben haben, ist bereits Joachim Rachel¹ in neuester

1) J. Rachel's deutsche satirische Gedichte, herausgegeben von H. Schröder, Altona b. Busch, 1828. Siehe d. Recensf. in d. Hall. allg. Lit. Zeit. 1829. (Februarnest?)

Zeit wieder an's Licht gestellt worden; und Johann Laurenbergs treffliche „Scherzgedichte“ oder Satiren müssen wir darum aus unserer Reihe weglassen, weil die plattdeutsche Sprache, in der sie geschrieben sind, dem allgemeinen Verständnisse im Wege steht; eine bloße Uebersetzung aber von ihnen zu geben, möchte unpassend seyn, da mit dem gänzlichen Abstreifen des Originalgewandes ein unerseßbarer Reiz der „Drolligkeit, Naivetät und komischen Wirkung“ rein verloren gehen würde. Es ist zu wünschen, daß diese schätzenswerthe Sammlung plattdeutscher satirischer Gedichte bald eine neue unveränderte Auflage erleben möchte.

Die vorzüglichsten prosaischen Satiriker dieses Zeitraums sind unbezweifelt J. M. Moscherosch und J. B. Schuppe, ja sie gehören, wie von ihren meisten Beurtheilern mit vollem Recht behauptet wird, zu den merkwürdigsten Prosaiskern überhaupt, welche das 17te Jahrhundert aufzuweisen hat, und ihre Schriften mit zu den bedeutendsten, noch nicht genug benutzten Quellen der vaterländischen Sitten- und Bildungsgeschichte dieser Periode. Sie wollen wir daher auch in unserer kleinen Gallerie voraustellen, und wenn ihre treuen und belehrenden Gemälde von dem Leben jener an verhängnißvollen Ereignissen und psychologisch merkwürdigen Verirrungen reichen Zeit den Beifall heutiger Betrachter finden, so werden wir dann auch noch das Bedeutendere von den übrigen hieher gehörigen Satirikern und Humoristen zweckmäßig anreihen. Wenn auch darunter so Manches von unserer jetzigen geläuterten Geschmack- und Betrachtungsweise abweicht, so wird man doch allenthalben — abgesehen von dem historischen Interesse, das diese Schriften gewähren, —

auf Wahrheiten stoßen, die, wenn sie auch nicht mehr neu sind, doch, weil sie noch heute ihre Anwendung finden, nicht oft genug gesagt, nicht tief genug eingeprägt werden können, und die in dem naiven und oft belustigenden Gewand, in welchem sie hier auftreten, sich gewiß auch in unserer Zeit ihre Freunde und Liebhaber gewinnen werden.

Indem ich mir aber diese Aufgabe stelle, weiß ich wohl, daß, — so sehr auch der mannichfaltige, an Ernst und Scherz, Wig und Laune, Wahrheit und Erfindung nichts weniger als arme Inhalt sowohl der Unterhaltung als auch der Belehrung dienen wird, — doch die etwas ungewöhnliche Form, in der sich dieser Inhalt darstellt, nicht ebenmäßig geeignet zu seyn scheint, den guten Willen derselben zu unterstützen. Von jeher hat ohnedieß bei den Deutschen das Wissen die Darstellungskraft überwogen, und wenn wir vollends die Ursache erwägen, welche in der Zeit, in die wir uns hier zu versetzen haben, der Darstellungskunst hemmend in den Weg traten, so wird es begreiflich, warum wir in letzterer Beziehung uns hier, nicht sowohl auf noch so unangebautem, als vielmehr auf schon wieder verfallenem und verwüsteten Boden befinden. Denn wer, selbst unter den nicht tiefer Unterrichteten, wird nach den nun allgemein vorliegenden Proben altdeutscher Sprache und Dichtkunst nicht zugestehen müssen, daß einerseits die Poesie nach Inhalt und Form schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, besonders unter den Hohenstaufen, ihre schönste Blüthe erreicht, anderseits die Prosa (die sich bei jedem Volke immer erst später entwickelt, — einzelner vorausgehender Morgensterne, eines Bruder Berthold im 13ten, eines Tauler im

14ten, des Ackermanns aus Böhmeim im 15ten Jahrhundert zu geschweigen —) zur Zeit der Reformation und ihres belebenden Einflusses auf die wissenschaftliche Bildung der Deutschen, namentlich durch Luther selbst, eine wunderbare Höhe der Ausbildung erlangt habe? Allein nur zu bald, schon von der Mitte des 16ten Jahrhunderts an, fiel die Prosa, die uns hier besonders angeht, von ihrer glänzenden Erhebung durch den traurigen Einfluß eines unseligen Meinungskampfes, (der lange Zeit mit der spißsündigsten, gemüthlosesten Feder, und endlich, vom Anfang des 17ten Jahrhunderts an, mit dem grausamsten Schwerte geführt wurde, das dreißig Jahre lang alle Bildung überhaupt zu vernichten drohte,) in eine große Erlahmung und Verwilderung zurück. Die innere Kraft und Selbstständigkeit des Volkes gieng in dem Kampfe verloren; die Rohheit und Grausamkeit eingedrungenener Fremdvölker brachte Sittenverwilderung und Gleichgültigkeit gegen alles Bessere hervor; der Hang zur Ausländerei, besonders durch das Umsichgreifen des französischen Einflusses, ward zur Raserei, und fremde Sitten, Sprachen und Manieren verwischten endlich fast alle Eigenthümlichkeit. So kam es, daß, vorzüglich durch die überhandnehmende Sprachmengerei, die man als Beweis feinsten Bildung und Galanterie ansah, unsere edle Sprache in das tiefste Verderbniß gerieth.

Aber Gott verläßt, wie das Sprüchwort sagt, den Deutschen nie ganz; und so standen auch schon selbst mitten in der tiefsten Erniedrigung Männer auf, die bald ihre wehmüthig klagende, bald ihre gewaltig straffende Stimme erhoben, um das bethörte und verblendete Geschlecht zur Vernunft und Besinnung zu bringen.

Jenes sind zum Theil die Lyriker, dieses die Satiriker jener Zeit, dort vorzüglich ein Opitz, Fleming, Gryphius, hier ein Moscherosch und Schuppe. Ja ganze Gesellschaften von Besserdenkenden traten mit rührender Begeisterung zusammen, um der eingerissenen Ausländerei einen Damm entgegenzusetzen und ganz besonders dem Sprachunwesen zu steuern; und wenn gleich dieser Damm im Ganzen nur schwach und unbedeutend genannt werden kann, so war doch der reine Wille, der ihn errichtete, hoher Ehren werth. Leider waren die dazu aufgebottenen Mittel anfangs nicht hinreichend, und späterhin geradezu selbst verderblich und die Gebrechen, wogegen sie gerichtet waren, eher begünstigend, als sie entfernend, so daß gegen das Ende des genannten Jahrhunderts leere Geschwätzigkeit, Schwulst und Sprachmang in allen Zweigen des deutschen Schriftwesens die Oberhand behielt. Zwar fieng der westphälische Friede an, wenigstens in vielen Beziehungen, wohlthätige Wirkungen zu äußern, und in verschiedenen deutschen protestantischen Staaten erwachte wieder ein sichtlich reges Leben für literarische Bildung, welchem die Fürsten durch Begünstigung der Denkfreiheit redlichen Vorschub thaten; zwar waren insbesondere die Bemühungen eines Morhof und Schottel darauf gerichtet, die deutsche Sprache durch Erforschung und Feststellung ihrer Regeln aufwärts zu bilden; zwar wurde endlich durch Thomasius sogar der Anfang gemacht, sie zum Organ der Wissenschaft zu erheben; — allein dieses Jahrhundert war nun einmal der Aufgabe nicht gewachsen, unsere Muttersprache und die Kunst der Darstellung in ihr, namentlich in der Prosa, ganz aus ihrem trostlosen Verfall zu

retten und von ihren Krankheiten und Gebrechen zu heilen.

Wenn wir nun also aus dieser betrübten, aber für den psychologischen Beobachter stoffreichen Zeit, selbst die kräftigsten und gebildetsten Geister ins Auge fassen, so wird doch das, was sie dem Gehalt nach Bedeutendes und Schätzenswerthes geschrieben haben, sich nach Form und Einkleidung in gewaltigem Abstände von dem gereinigten Geschmacke unserer Zeit ausnehmen, weil jene mehr oder minder dem ungünstigen Einflusse der ihrigen gleichfalls unterlagen. Es wird daher Pflicht für den, welcher das sog. größere Publikum seiner Zeit mit jenen Geistern in nähere Bekanntschaft bringen will, wohl zu bedenken, wie er es mit dem ungewöhnlichen, abstoßenden Aeußeren, das sich so unbequem und unvortheilhaft zwischen die beiden, nach Annäherung verlangenden Theile legt, zu halten habe. Und dies hat, wer die ohnedies keiner Regel sich fügenden Humoristen und Satiriker jener ungefügen Periode in die heutige Gesellschaft einführen will, in doppelte Ueberlegung zu nehmen.

Die erneuerte Mittheilung eines schon gedruckten Werkes, das wegen veralteter Sprachform längst aus dem öffentlichen und allgemeinen Betrieb und Verkehr gekommen ist, geschieht entweder in durchaus unveränderter Gestalt, oder in einer irgendworin vom Ursprünglichen abweichenden Art. Die erstere Mittheilungsweise ist dann die einzig rechte und gerechte, wenn sie ein Werk betrifft, das sogar für die meisten Männer vom Fach, die es als Quelle nicht entbehren können, nicht mehr habhaft ist. Nun sind aber von den obigen Werken für den Kenner und Forscher der deutschen

Sprache und Geschichte die Originalausgaben in zwar nur sehr geringer, aber doch vielleicht noch hinreichender Anzahl da und dort in Staats- oder Stadtbibliotheken vorhanden, — wiewohl ich bedeutende Universitäts- und Stadtbibliotheken kenne, die mir mit dem, was ich für meinen Zweck suchte, nicht aushelfen konnten. Einen ganz getreuen, kritischen Abdruck zu veranstalten, würde also, wenn nicht überflüssig, doch wenigstens unter jetzigen Umständen nicht gerathen seyn. Das übrige Publikum aber würde eine also dargebotene Gabe leicht entweder verkennen oder gar verschmähen, — und der gute, in der alten, etwas rohen Schale verborgene Kern würde demnach ungenossen bleiben und, ohne weitere Frucht zu treiben, scheinodt daliegen. Es muß daher, um des Zweckes der allgemeinen Belehrung willen, erlaubt seyn, den Lesern dieser Gattung den Zugang durch die Schale zu erleichtern. Um aber nicht durch völlige Modernisirung das Original in seinem wahren Wesen, wozu auch der größte Theil der Form gehört, rein aufzuheben, darf am Inhalte durchaus nichts, und an der Form nur sehr Geringes, nämlich nur das Aeußerlichste geändert werden.

Hinsichtlich dieser Aenderung möchte bei den hier in Rede kommenden Schriften wohl am zweckmäßigsten nach folgenden, wie ich glaube, Wesentlichen nicht verlegenden Grundsätzen dürfen verfahren werden. Vor allem wird die alte Rechtschreibung in die heutige verwandelt. Die eingemischten Fremdwörter werden belassen, theils um der Erkenntniß jenes Zeitgeistes, theils um dem Komiker, welcher eine Art Recht darauf hat, nichts zu benehmen, theils weil diese Schriften, wenigstens die eigentlich hieher gehörigen Strafschriften

(schon um eines ihrer Zwecke, des der Sprachreinigung, willen) nicht so unsinnig viel Fremdwörter enthalten, als die andern mehr wissenschaftlichen Werke jener Zeit; — aber wo es das allgemeine Verständniß erfordert, da wird der entsprechende deutsche Ausdruck in Klammern beigelegt. — Andere veraltete, nicht mehr allgemein verständliche Worte werden durch Beilegung der jetzt gebräuchlichen erklärt. — Andere jetzt nicht mehr übliche, dort aber beständig vorkommende Wortformen werden, um unsre Leser vor Ueberdruß und Ekel zu bewahren, wenigstens größtentheils mit den nun geltenden vertauscht, als z. B. dannenhero, worumb, darmit, müglich, umb, indeme, offtermalen, dann (st. denn), für (st. vor), uber, befürdern, förchten, hördren u. s. w. — Die alten Formen der Wortbeugung, Wortabwandlung und Wortbildung, so wie auch eine umgekehrte Geschlechtsbezeichnung und die Verwechslung synonymischer Ausdrücke — all' dies kann aus gleichem Grunde unmöglich überall belassen, sondern muß, zum wenigsten an den meisten Stellen, nach unserm jetzigen Sprachgebrauch abgeändert werden, wenn nicht der Eindruck der ersten Bekanntschaft bei den Meisten ungünstig ausfallen soll. Wer, den es nicht als Kenner und Forscher interessiert, stieße sich nicht an folgenden so häufig vorkommenden Formen: die andere st. anderen, die Alte st. die Alten, die Kräfte st. die Kräfte, der Theil st. den Theil &c. — sie gangen st. sie gehen, sie gungen st. sie gingen, es ful st. es fiel, sie luffen st. liefen, kundten st. konnten, seynd st. sind oder seyen, er hat gebauen, begehren, st. gebaut, begehrt, gebristen thäte, st. gebräche, tröwet st.

dräuet, schämt st. schämt, gerathet st. geräth, ich kame, trate, thate st. kam, trat, that 2c. — kanntbar st. kennbar, leztlichen st. zuletzt, entz zwischen st. inzwischen 2c. — der Gewalt st. die Gewalt, der Luft st. die Luft, die Bach st. der Bach, das Armuth st. die Armuth 2c. — einig st. einzig, als st. wie oder so, ob st. als, sich dringen st. sich drängen, wann st. weil, erhalten st. behalten, sich beschämen st. sich schämen, sie durften st. bedurften, erlebt st. verlobt, entdeckt st. aufgedeckt 2c. ? —

Was die Wortstellung betrifft, so wird nur hie und da, wann Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit oder allzu große Härte vorliegt, durch eine geringe Umstellung eines oder des andern Wortes nachgeholfen z. B. „zu vermeinter meiner Beschimpfung“ st. zu meiner vermeintlichen Beschimpfung; „zu wenigerem seinem Schaden“ st. zu seinem wenigern (geringern) Schaden; „welche, so du sie anhauchen solltest, nichts als eine abscheuliche Gestalt sehen würdest“ — statt: so du sie anhauchen solltest, würdest du nichts als 2c. — sehen; „Ich euch von Herzen gern erkennen lassen will“ st. Ich will euch 2c. — Zuweilen ist eine Verworrenheit oder Undeutlichkeit in der Satzverbindung dadurch zu heben, daß ein persönliches Fürwort (besonders ich, du, er, sie) oder ein Hülfzeitwort, (besonders haben oder seyn, welche beide in der Regel ausges lassen sind,) hineingesetzt wird. — Eine eigentliche Satzumstellung wird nur im höchsten Nothfalle vorgenommen, wann ohne dieselbe das Verständniß gar zu schwierig wäre. — Eben so kann die manchmal vorkommende, dem Lateinischen nachgeahmte, Accusativ-

cum; Infinitivconstruction, der allzugroßen Fremdartigkeit wegen, nicht belassen werden z. B. wir müssen bekennen wahr seyn st. daß es wahr sey; er vermerkte tödtlich wund seyn st. daß er t. w. sey; dachte ich Zeit zu seyn st. daß es Zeit sey u. s. w. ¹

Um jedoch das Original dem Leser, der nicht gerade Sprachforscher ist, aber doch ein ziemlich allseitiges Urtheil über diesen Theil der Literatur gewinnen möchte, so vollständig als möglich zu geben, und in Allem, was man zum Wesentlichen rechnen möchte, den alten Druck nicht eigentlich vermissen zu lassen, so werden alle jene, die Sprachform betreffenden Veränderungen — mit Ausnahme der auf jeder Seite, fast in jedem Satz wiederkehrenden, an sich unbedeutenden Aenderungen, z. B. denn st. dann, konnte st. kunnte &c. — jedesmal ausdrücklich angezeigt, und zwar die etwa nöthigen Einschaltungen durch gerade Klammern [], eigentliche Abänderungen aber durch Untersehung der originalen Worte oder Wortstellungen unter den Text.

Von dem Inhalte wird nichts versehrt und nichts vorenthalten: denn wenn auch so manche Mattheiten,

1) Noch vollständiger tritt diese fremdbartige Constructionsweise in folgender Stelle aus einem Schreiben Ulrichs von Hutten an seinen Freund Sickingen hervor: „Denn ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist du's, der zu dieser Zeit, — da jedermann bedäucht, deutscher Adel hätte etwas an Strenge der Gemüther abgenommen, — dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast, daß man sehen mag, teutsch Blut noch nicht versiegen, das adelig Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt seyn. S. Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, v. C. Münch, Stg. Gotta 1827. 1r. Band, S. 117.

Abgeschmacktheiten und Wiederholungen zum Vorschein kommen, so verschwinden sie doch in der Menge und Masse des Kräftigen und Guten; und da sie selten, ohne das Ganze zu gefährden, ausgeschieden werden können, so wird ein verständiger Leser um so lieber Nachsicht haben. Wohl aber wird hie und da eine allzudeutliche, auf das sexuelle Verhältniß sich beziehende Stelle weggelassen, jedoch mit Anzeige der Weglassung unter dem Text. Im Uebrigen glaubt der Herausgeber in Beziehung auf den letzten Punkt der wahren Sittlichkeit und Ehrbarkeit nichts zu vergeben, wenn er den Verfassern ihre desfallsigen Derbheiten frei von deutscher Brust weg sagen läßt, ohne — einer gewissen, unserer Zeit eigenen Moral-Etiquette ¹ zu Lieb, — hinter der, wie hinter mancher Höflichkeit, nicht selten gerade das Gegentheil von dem, was sie affectirt, verborgen liegt, — den verschleiernenden oder vertuschenden Pinsel anzuwenden. Wahrlich, was z. B. ein Moserosch in der reinsten Eiferung gegen das Laster, beim echten und rechten Namen nennt, das schadet der wahren Sittlichkeit niemals, ja thut ihr vielmehr den förderlichsten Dienst, — wenn man anders dergleichen Aeußerungen nicht, sey's muthwillig oder boshaft, aus ihrem Zusammenhange reißt! Wohl aber ist es der heißglühende, farbigprangende und dabei leise durchsichtige Duft, in welchen die üppige, sündenbegierige Einbildungskraft manches heutigen Roman- und Novellenschreibers dergleichen Dinge zu hüllen versteht, der wie ein Sirocco die sittliche Kraft unserer Zeit lähmt, oder sie gar, wie ein Samum, tödtet. Denn es ist

1) welche jedoch zu verwerfen ich übrigens weit entfernt bin.

gewiß, daß, während das gerade offene Wort von der That abschreckt, gerade das in ein Räthsel gehüllte Wort, eben dieser durchsichtigen Hülle wegen, zur That oder mindestens zur Lust dazu reizt, und hat einmal „die Lust empfangen, so gebietet sie die Sünde, die Sünde aber den Tod.“ Ich weiß aus meinem pädagogischen Erfahrungskreise, daß z. B. das Wort Hurelei, welches in der Bibel so oft vorkommt, bei der arglosen Jugend durchaus keinen Anstoß erregt, und daß es ihr nicht einfällt, weiter zu forschen, was das denn im eigentlichen Grunde für eine Art von Sünde sey; indeß umgekehrt, wenn jenes Wort aus gutgemeintem, aber unpsychologischem Verschämtheitsseifer durch den Druck bloß mit H — bezeichnet ist, sogar die Unschuldigen jetzt erst aufmerksam gemacht und gereizt werden, über dieses Räthsel, welches doch etwas ganz Besonderes enthalten müsse, selbst nach dessen sprachlicher Lösung noch nachzugrübeln und sich genügenderen Aufschluß zu verschaffen. Auf ähnliche Weise verhält es sich in diesen Beziehungen mit dem etwa noch der Verführung ausgesetzten Theile der erwachsenen Welt. — Endlich wird es erforderlich seyn, alle dunkeln Ausdrücke und Anspielungen, welche Kenntniß der Sprache, Sitten, Gebräuche, der Wissenschaft, Kunst und Ereignisse, der persönlichen und localen Verhältnisse jener Zeit voraussetzen, in untergesetzten Noten zu erläutern und zu verdeutlichen.

Bei diesen sämtlichen Abänderungen und Zugaben nun werde ich die größte Vorsicht anwenden, um weder den Schriftstellern noch ihrer Zeit in's Innere und Eigenthümliche eigentlich fälschend einzugreifen. Allein ungeachtet dieser Vorsicht auf der einen Seite, und der

Bemühung des Verdeutlichen auf der andern, wird vielleicht doch dem einen Theil der Leser zu wenig, dem andern zu viel geschehen zu seyn scheinen. Es jedoch Allen recht zu machen, möchte bei dem vorgesezten Zwecke gar nicht möglich seyn, und wir getrösten uns bei vorkommendem Tadel wohl mit nichts besser, als mit der Hoffnung, daß einmal eine Zeit kommen werde, in welcher selbst die alltägliche Lesewelt dergleichen willführliche Restaurationen ganz abweisen und sich lieber an's unveränderte Original halten werde. Uebrigens wünsche ich recht herzlich, daß wohlwollende sachkundige Beurtheiler mir ihre Wünsche, Belehrungen und Rathschläge nicht vorenthalten möchten. Ich werde sie gewiß beachten und dankbarst benützen.

Und so mögest du denn, lieber geneigter Leser (um schließlich auf das im Eingange gebrauchte Gleichniß zurückzukommen), die guten alten Spiegel, die ich zu deiner Unterhaltung und Belehrung, als im Ganzen noch recht sehr brauchbar und handhablich, hervorge sucht habe, mit nicht unfreundlichem Willkomm in die Hand nehmen. Damit dir dein geliebtes Ich, dem ich die alte Tracht, darin es ehemals stach, nicht ausziehen mochte, so hell und deutlich als möglich entgegentrete, und dich ungestört erbaue, so habe ich, wie du eben vernommen, an diesen gläsernen Wahrheitsfreunden die Rost- und Mückenflecken fleißig abgepußt, und wohl auch an dem einen oder dem andern einige wenige unnütze Rahmenschnörkel abgenommen, im Uebrigen aber, aus Respekt vor den geschickten alten Meistern, Glas und Rahmen gelassen, wie beides war. Und so beschaue denn darin dich und deinen Nachbarn nach Herzenslust: und damit du über der verwunderlichen Tracht,

als dem Nebentheile, nicht das Gesicht, als den Haupttheil, außer Acht lassen mögest, so vergiß nicht, dich manchmal, wie man im Sprüchworte sagt, bei der eigenen Nase zu zupfen, — eine Bewegung, mit welcher du gleich so gut orientirt seyn wirst, als es nur immer der Herausgeber bei seiner Reparatur-Arbeit ward, indem er sich mehrmals zu einer gleichen Manipulation gendthiget sah, und überhaupt zum — wer weiß wie vielen Male der uralten Bemerkung beistimmen mußte, daß wohl nichts schwerer sey, als die Kunst, sich selbst kennen zu lernen.

H. D.

Philander von Sittewald.

Ueber
das Leben und die Schriften
des
Johann Michael Moscherosch.

Unter den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts, welche ihre Zeit in der ganzen Blöße ihrer Gebrechen mit Scharfblick erkannt und sie mit überlegener sittlicher Kraft, mit kühnem Freimuth, ganz besonders aber mit gutmüthigem, sich selbst nicht schonendem Humor gerügt, und darum die allgemeine Anerkennung ihrer Zeit gefunden haben, steht Moscherosch oben an. Sein Philander von Sittewald war damals ein in allen deutschen Landen berühmtes, von allen Ständen gelesenes, von allen Vaterlandsfreunden hochgehaltenes Buch, — ein wahrer Zeitspiegel, der das Thun und Treiben der Menschen, deren Verkehrtheit und Unwesen in allen Formen und Farben, in allen Ständen und Geschlechtern auf das lebendigste veranschaulicht.

Ehe wir an die nähere Betrachtung dieses merkwürdigen Buches selbst gehen, wollen wir zuvor den Verfasser desselben kennen lernen.

Was sich über sein Leben und seine Schicksale in den sämtlichen literarhistorischen Werken, die seiner gedenken, vorfindet, würde in der Zusammenstellung, die ich davon gemacht habe, wohl nicht so vollständig und sicher ausgefallen seyn, wenn mich nicht das Glück ¹

1) durch die Güte des Herrn Kaufmann Johann Andrea und des Herrn Buchhändlers J. Dav. Sauerländer in Frankfurt a. M.

zu der Bekanntschaft mit dem einzigen noch lebenden directen Nachkommen Philanders, der Frau Hahn, gebornen Moscherosch, in Frankfurt a. M. geführt hätte, deren Gefälligkeit ich die Mittheilung der Familienpapiere, so wie auch der gedruckten, von Pfarrer Meigener in Worms verfaßten Trauerrede ¹ verdanke, in welcher der Lebenslauf ihres Ahnherrn niedergelegt ist. Dadurch bin ich in den Stand gesetzt, sowohl einige Lücken in den bisherigen Angaben der Lebensumstände desselben auszufüllen, als auch einige Ungewissheiten und Irrungen in Bezug auf dieselben zu heben. War man doch selbst über den Ursprung des Namens Moscherosch im Irrthum, indem man anfangs muthmaßte und nachher als gewiß angab, daß dessen Vater eigentlich Kalbskopf geheißen und daß der Sohn, weil er keinen sonderlichen Gefallen an diesem ungeschlachten Namen gefunden, denselben nach der Sitte jener Zeit in eine fremde Sprache, und zwar zur ersten Hälfte ins Griechische (μοσχος, Kalb), zur andern Hälfte aber ins Hebräische (כר, sp. rosch, Kopf) übertragen habe, wodurch derselbe dann freilich keine andere Bedeutung,

- 1) Sie hat den Titel: „Ultimum Vale Philandrinum, das ist: Ewiggrünende Gedächtniß- und Ehren-Säule, in höchstem Leidwesen aufgerichtet, als der Hochedle, Beste und Hochgelährte Herr Johann Michael Moscherosch, vornehmer Juriscousultus, verschiedener Fürsten und Stände gewesener hochmeritirter Rath zc. dieses 1669(sten) Jahres auf den Palmsonntag zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittag selig in seinem Erlöser Jesu Christo entschlafen, den 6ten (April) aber in sein Ruhokämmerlein begleitet worden. Nach christlichem Gebrauch und Anleitung der Worte des Propheten Hoseä Cap. 14. W. 4. zum Trost furgestellet von Matthia(s) Meigener, Pfarrherrn in Wormbs. Frankf. a. M. gedruckt bei Henrich Griesen, im Jahr 1669.“ — Angefügt sind viele Gedichte auf Moscheroschs Tod, welche von seinen Freunden und Bewunderern, theils Geistlichen, theils Juristen, theils Medicinern, meist in lateinischer Sprache verfaßt worden, und worin er als Rechts- Staats- Gelehrter, Sprach- und Redefundiger, so wie als Patriot hoch erhoben wird.

aber doch einen so zu sagen mehr erhabenen und fast tiefsinnigen Klang gewonnen. Die noch vorhandenen Familienpapiere besagen über den Ursprung dieses Namens ein Anderes, und indem ich aus ihnen, so wie auch aus Moscheroschs eigenen, in seinen Schriften zerstreuten Angaben hier das Wesentliche beibringe, werde ich mich im Ganzen an den Faden halten, welchen der obgedachte gedruckte Lebenslauf von selbst an die Hand giebt, ja ich werde mich dabei stellenweise der eigenen Worte desselben bedienen.

Die Familie Moscherosch stammt aus Aragonien in Spanien. Ihr ältester Ahne, den sie kennt, war Don Ierovimo de Musenrosh, Infançon ¹ oder Mitglied der aragonischen Ritterschaft. Er lebte um das Jahr 1500 und war mit Euphemia de Balbron vermählt. Sein Sohn Marzloff von Musenrosh war unter Karl V. kaiserlicher Hauptmann, und zog mit diesem seinem Herrn im Jahr 1520, von Barcelona aus, nach den Niederlanden. Als der Kaiser 1522 wieder zurück nach Spanien reiste, blieb Marzloff, gefesselt durch die Liebe zu der Tochter eines niederländischen Edelmanns, Katharina von Wespenan, in Aachen zurück; und als deren Vater sich mit seiner Familie nach Straßburg begab, zog er mit dahin, heirathete nach einiger Zeit seine geliebte Katharina und erhielt von ihr 1527 einen Sohn, bei welchem sich die erste Corruption des eigentlichen Familiennamens vorfindet, indem derselbe sich Maternus von Mosenrosh schrieb. Dieser verhehlichte sich 1551 mit Magdalena von Wangern, und erzeugte 1553 den Maternus Moscherosch, welcher diese zweite und letzte Namens-Entstehung auf seine übrigen Nachkommen gebracht hat und der erste war, der sich, weil die Familie durch unglückliche Prozesse herabgekommen war, seiner Adelsvorrechte begab und in den Bürgerstand trat. Er hatte sich 1577

1) oder Infancio. So hieß sonst in Spanien der Sohn eines Dynasten oder Edlen.

XXVIII Ueber d. Leben u. d. Schriften

mit Apollonia von Rittershofen, aus Hagenau, vermählt, die ihm 1578 den Vater unseres Philanders, Michael Moscherosch, gebor. Dieser nahm 1600 die Tochter des Quirinus Peck, Administrators der herrschaftlichen Ämter zu Wilsstadt, in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg,¹ unweit Straßburg, zur Frau, und wurde nachher, als ein wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein geachteter Mann, Kirchen-Senior und Amtmann im gedachten Orte. Seine Frau, Veronica Peck, stammte aus einer, noch zu Philanders Zeiten in Dänemark blühenden, ansehnlichen adeligen Familie; ihr Großvater, Quirinus von Peck, war bei dem unglücklichen Könige Christiern II. Page gewesen, und „durch Schickung Gottes heraus in deutsche Lande gekommen,“ hatte sich allda niedergelassen und einen „ringern Stand erwählt;“² ihre Großmutter war die Schwester des alten berühmten Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach.³

- 1) Dem Gesamthaus Hanau gehörte erstens die eigentliche Grafschaft Hanau in der Wetterau zwischen dem Main, der Kinzig, dem Würzburgischen und Fuldischen; dazu kam ein Theil der Grafschaft Münzenberg, gleichfalls in der Wetterau; ferner die Grafschaft Lichtenberg im Elsaß, endlich ein Theil der Grafschaft Zweibrücken mit den Herrschaften Dachsenstein und Bitsch. Als das uralte Geschlecht Hanau mit dem Grafen Johann Reinhard 1738 erlosch, so fiel die Grafschaft Hanau-Münzenberg vermöge Erbvergleichs an Hessen-Cassel, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg aber an Hessen-Darmstadt.
- 2) S. Moscheroschs christliches Vermächtniß p. 399. Von diesem Buch weiter unten im Verzeichniß seiner übrigen Schriften.
- 3) S. Christl. Verm. p. 90. — Sebastian Schärtlin, geb. 1496 zu Schorndorf, gest. 1577, einer der tapfersten Feldherren und redlichsten Männer seiner Zeit. Er studirte zu Tübingen und Wien, trat dort in Kriegsdienste, focht in Ungarn, den Niederlanden u. Italien (wo er sich bei der Belagerung von Pavia so tapfer bewies, daß ihn der Vicekönig von Neapel zum Ritter schlug), zog gegen die aufrührerischen Bauern in Franken, nahm Theil an der Eroberung Roms, brachte Neapel

Aus dieser Ehe nun, die mit zwölf Kindern gesegnet war, — wie denn dieser Michael M. überhaupt an Kindern und Kindeskindern vier und fünfzig erlebte! — ging Johann Michael Moscherosch, als der älteste unter seinen Geschwistern hervor. Er wurde im Jahr 1601 am 5ten März in gedachtem Wilsstädt geboren, von seinen Aeltern „mit höchstem Fleiß aufgezogen und zu Kirchen und Schulen evangelisch augsburgischer Wahrheit angehalten.“ Da er „mit den Jahren ein sonderbares und herrliches ingenium merken, auch andere vortreffliche Gaben in sich spüren ließ,“ wurde er, wie er selbst berichtet, „in seinem eilften Jahre“ von seinen Aeltern nach dem nahegelegenen Straßburg verschiekt, um die lateinische Schule durchzumachen und sich dann auf der dortigen Hochschule, die er 1620 bezog, den gelehrten Studien und insbesondere der Rechtskunde zu widmen. Daß er seinen guten Kopf aufs beste angewendet, oder, wie Meigener sagt, „sich trefflich hat hören lassen,“ beweisen nicht nur seine „publica testimonia,“ sondern auch der Umstand, daß er 1624, als er sich um die Magisterwürde bewarb, „unter 24 gelehrten Magistris cum totius Academiae applausu primum locum [unter beifälliger Zustimmung der ganzen Universität den ersten Platz] erhielt.“

Hierauf verließ er die Hochschule und begab sich „mit Bewilligung seiner Aeltern“ nach „Frankreich in

Hülfe, führte die schwäbischen Völker gegen Frankreich, wurde 1544 Großmarschall des kaiserlichen Heeres, unterstützte 1546 den schmalkaldischen Bund, trat 1552, zur Unterstützung der Protestanten, in französ. Dienste, wurde deshalb in die Reichsacht erklärt, bald aber wieder begnadigt, und späterhin, 1562, vom Kaiser Ferdinand, dem er aufs eifrigste diente, in den Adelsstand erhoben. Den Namen Burtenbach führte er von einem Orte dieses Namens bei Augsburg, welchen er 1530 durch Kauf an sich gebracht hatte. Seine Lebensbeschreibung, die er selbst verfaßt hat, erschien 1777 — 1782 in Frankfurt und Leipzig.

Paris,“ wie ein alter Volkswitz bezeichnend sagt, und zwar über Genf und Orleans, theils um die Welt kennen zu lernen, theils um sich in der französischen Sprache „und andern exercitiis academicis“ weiter auszubilden.

So viele und schätzenswerthe Erfahrungen er in diesem Lande machte, so wenig konnte er sich mit dessen damaligen Bewohnern befreunden; und wenn man freilich die Drangsale erwägt, welche späterhin Deutschland, und Moscherosch persönlich, von diesen „Westreicher“ Nachbarn zu erdulden hatte, so wundert man sich nicht, wenn er in seinem „Christlichen Vermächtniß“ S. 400. seine Kinder warnt, nur nicht nach Westen zu ziehen; denn, schreibt er, „der Atheismus und das alte römische Heidenthum ist da in voller Blüth [Blüthe] und in vollem Schwang: Ratio status [lügenhafte Politik], eingebildec Ehr' und Reputation gehet da über Gott und Seligkeit. Und obschon auch fromme Christen da sind, so sind doch deren nicht viel: insgemein weiß der gemeine Mann von Gott und seinem Wesen nichts oder gar wenig. Sie glauben an ihren König, und was derselbe glaubet, glauben sie auch, und zwar knechtischer Weise, tollkühn, ohne Verstand; einige Beständigkeit ist da nicht zu hoffen. Ich sage — nicht nach Westen! Denn obschon Frankreich den Evangelischen die Religion frei läßt, so ist doch gewiß, daß es eine viel andere Intention, als der christliche Held Gustav Adolph gehabt hat. Frankreich gebraucht sich der Deutschen nützlich wider die Deutschen, — anders kann er ihrer nicht Meister werden! — und giebt ihnen Fristung und Geld, so lang er ihrer bedarf, wie zu Zeiten Jul. Caesaris schon in Uebung gewesen.“

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurden ihm von verschiedenen Orten her „ansehnliche Bedienungen“ angeboten, aus welchen er 1626 „die Ephoria“ oder Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Grafen „Johann Philipp von Leiningen-Dagsburg, Herrn zu Appermont“ annahm, und sie zwei Jahre lang „rühm-

lichst und treulichst“ versah. Obgleich er seine Zöglinge, wie er selbst sagt,¹ „in fast scharfer und harter Zucht gehalten“, so hat ihm dies doch der eine derselben, Graf Friedrich Emich, zwölf Jahre nachher, zu Straßburg ausdrücklich gedankt, mit der Aeußerung, er wünsche, „daß in fürstlicher und gräflicher Kinderzucht, als denen Land und Leute zu regieren anererbt sey, mit nicht minderem Ernst und Eifer durch erfahrene und bedachtsame Männer annoch verfahren würde.“

Im Jahr 1628, nachdem er seine Erzieherstelle aufgegeben hatte, verheirathete er sich „mit seiner Aeltern Bewilligung“ mit Esther Ackermann, der Tochter eines Juweliers zu Frankenthal. Er selbst sagt an einem andern Orte:² „Zucht ist die Prob' und Zierde des jungfräulichen Namens; um dieser schönen Tugend willen hab' ich die fromme Esther anfangs lieb gewonnen und zur Ehe genommen.“ Einige Zeit darauf ernannte ihn der Freiherr und nachherige Reichsgraf Peter Ernst von Erchingen und Püttlingen zu seinem Amtmann. Als solcher zog er 1630 nach Erchingen, versah sein Amt „mit allen Treuen“ und lebte dabei „in einer friedlichen und gesegneten Ehe, in welcher er vier Kinder erzielte“, von denen jedoch nur ein Sohn, Ernst Ludwig, seinen Vater überlebte.

Das Jahr 1634 war für Moscherosch ein Trauerjahr, indem er zu Anfang desselben seine „fromme Hester“ und in der Mitte desselben seinen Vater durch den Tod verlor. Indeß trat er noch am Ende des nämlichen Jahres in die zweite Ehe, und zwar mit Maria Barbara Daniel. Um diese Zeit wüthete der Krieg in diesen Gegenden so arg, daß als 1635 „das arme Erchingen samt dem Schloß an die Franzosen über und alles daselbst herum zu Grund gegangen“ war, Moscherosch sich um seiner Sicherheit willen genöthigt

1) Christl. Verm. in der Vorrede.

2) Im 14ten Kap. s. Christl. Vermächtnisse.

sah, mit den Seinigen nach Straßburg zu ziehen. „Wie aber kein Unglück allein, so befand es sich auch hier:“ als sie auf dieser Reise begriffen und schon zu Lüzelsheim angekommen waren, entriß ihm der Tod auch seine zweite Frau „und Reisegefährtin“ am 6ten Nov. gedachten Jahres im 20sten Jahr ihres Alters, und versetzte ihn wiederum „in den traurigen Wittverstand.“

In Straßburg nun hielt er sich bei seinen Verwandten auf, unter welchen sich einer seiner Brüder, der daselbst Wundarzt war, und seine verwitwete Mutter befand, die er auf das kindlichste liebte.¹ Hier blieb er so lange, bis ihn der Herzog Ernst Bogislav von Croy und Urschot zu seinem Rath und Amtmann in der Herrschaft Winstingen an der Saar berief, welche Stelle er auch „in noch schwerendem und schweren Kriegstumulte“ zu Ende des Jahres 1636 antrat. Kurz darauf verheirathete er sich zum drittenmal mit Anna Maria Kilburger, der Tochter eines reichsgräflichen Amtssecretärs in Biedsburg, die ihm im Laufe ihres innerlich sehr friedlichen, aber äußerlich durch Krieg, Verfolgung und Kreuz, besonders anfangs, sehr beunruhigten Ehestandes zehn Kinder gebor, auf welche wir weiter unten noch zurückkommen werden. Während seiner Amtmannschaft in Winstingen wurde er dreimal ausgeplündert und hatte überdies auch sonst noch viel Noth und Angst auszustehen. Es gab Zeiten, da er „keinen Schritt noch Tritt thun konnte ohne Gefahr des Lebens,“ da er immer „sorgen mußte, es stünde ein Bluthund hinter ihm und wollte ihn niederstoßen,“ da er „sich befahren mußte, der Feind würde ihm und den Seinigen plötzlich den Hals abstechen,“ kurz, wo er sich „Gefahr, Verderben und Tod,“ den ihm „die grausamen Feinde wegen seines Berufs drohten, stündlich besorgen mußte.“²

1) G. Christl. Verm. in dem Schreiben an s. dritte Frau, der er unter andern auch die Sorge für seine alte Mutter dringendst anempfiehlt.

2) Christl. Verm. G. S. 11. u. 26.

Weil er nun in steter Lebensgefahr war und darauf gefaßt seyn mußte, seiner Gattin und seinen Kindern plötzlich entrissen zu werden, so drängte es ihn „aus ehelicher Treu' und väterlicher Fürsorge,“ weil es „nicht genug sey, den Kindern Leben und Unterhalt verschafft zu haben,“ gleichsam seinen letzten Willen in eindringenden Vorschriften und Lehren über die Kinderzucht, so wie über das Verhalten der Kinder in allen Lebensbeziehungen niederzuschreiben. Dies that er in dem schon gedachten Büchlein „Christliches Vermächtniß oder schuldische Vorsorge eines treuen Vaters,“ welches er in der Woche, da ihm sein zweites Kind geboren wurde, „mitten unter den feindlichen Waffen, mitten unter dem Getümmel und Getürmel der ungehemmten und ungehaltenen Nordkriegsgurgeln, bei welchen weder Maaß noch Ordnung,“ anfieng und innerhalb acht Tagen, vom 22. bis 29. Sept. 1641 zu Stande brachte. Dieses „güldene Büchlein“ hat, gerade weil es aus innerstem Drange des Herzens mit kunstloser Einfalt die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens bespricht, noch lange nachher großen Segen gestiftet. — Kaum hatte er es vollendet, als vier Tage darauf, den 3ten Weinmond, plötzlich ein Lärm kam, „der Feind, der grausame Feind, der weder Gott noch Menschen glauben hält, sey an der Mauer, — an dem Thor — hätte das Thor schon eingenommen.“ Während Moscherosch, ohne so viel Zeit zu haben, „seine Kinder zu gesegnen,“ mit seinem Gewehr seinem Posten am Oberthor zulief, sprang seine Frau „aus dem Kindbett“ und lief mit den beiden älteren Kindern¹ nach dem Schlosse. „Als ich hernach — schreibt er a. a. O. S. 38 — gefragt, wo Euer Schwesterlein Ernestin Amelen, so nur vierzehn Tag hatte, wäre? so ist Eurer Mutter allererst eingefallen, daß es [daheim] unter einem Paß Win-

1) nämlich mit dem noch übrigen Sohne aus Moscheroschs erster Ehe, und mit ihrem eigenen ein- oder anderthalbjährigen Söhnlein Ernst Bogislav oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, B u g s l a f f.

deln — in dem großen Schrecken und der Angst war verborgen worden. Das muß ja ein Trübsal seyn, da auch eine Mutter ihres noch säugenden Kindes vergessen solle!“

So nahe ihm indeß der gewaltsame Tod oft war, so entkam er demselben mit Gottes Beistand doch immer glücklich. „Ihr wisset, schreibt er an seine Frau, wie Gott den Feinden ihr Gesicht, Gehör, Geschloß und Gewehr gebunden und gehalten; daß, indem sie auf mich ausgeschickt, auf mich gezielt und an das Herz gesetzt, die Streiche los und in die Luft gegangen.“ — Ein höchst getreues und lebendiges Bild von dem rohen Betragen der Kriegerleute, so wie überhaupt von der schrecklichen Art, mit welcher der Krieg damals geführt wurde, und von dem entsetzlichen Einflusse, den derselbe auf die Menschen übte, hat uns Moscherosch im zweiten Theile des Philander, in dem Gesichte „Solz datenleben“, hinterlassen.

Zu den Plünderungen, die er erlitt, und den grausamen Niedermegelungen, von denen er oftmals Zeuge seyn mußte, gesellte sich „der schreckliche Hunger, der eine unzählbare Menge Menschen vor seinen Augen tödtete.“¹ „In diesen Hunger- und Kummerjahren“ half Moscherosch, wo er konnte, und theilte vollends all’ das Seine mit den Armen, so „daß er fast selbst darüber darben mußte.“² — Aber die Wohlthaten, die er stets gern Armen und Hülflosen erwies, brachten ihm wahren Segen. „Almosen geben, schreibt er zwölf Jahre später a. a. D. S. 339, ist mein bester Schatz gewesen. Hab’ ich gern gegeben, Gott hat es mir noch viel lieber wiederum gegeben, — ich sage greiflich, augenscheinlich, zehensältig. Ich kann mich nicht genug verwundern über die Güte Gottes. Je mehr ich hingeben, je mehr hab’ ich gehabt. Die Frucht ist mir mit Verwunderung meines Gesindes auf dem Speicher,

1) Christl. Verm. in der Vorrede.

2) a. a. D. S. 90.